

Liebe Leser, Freunde, Familie, Bekannte, Interessierte,...!

Ich hätte meinen neunten Rundbrief gerne mit einem Hinweis auf die neue Projekt-Facebookseite eröffnet, die meine Kontrapartin und ich vor wenigen Wochen ins Leben gerufen haben, um unsere Arbeit vor Ort zu präsentieren und eine Austauschmöglichkeit für Deutsche und Nicas zu schaffen.

Doch leider sahen wir uns, nachdem es trotz hundert Likes („Gefällt-mir-Angaben“) in weniger als einer Woche, ausschließlich Kritik hagelte, gezwungen, die Seite wieder zu schließen. So kann ich meinen Rundbrief also nicht wie geplant beginnen.

Das letzte Drittel ist angebrochen – auch arbeitstechnisch

Doch für gewöhnlich gehen mir die Ideen ja nicht aus, also beginne ich mit einem kleinen Überblick über meine Arbeit, die nun auch ganz offiziell in ihr letztes Drittel gestartet ist. Und zwar habe ich zum letzten Mal die „Area“, den Arbeitsbereich, gewechselt und arbeite nun mit meiner Kollegin in der „Area Aprendizaje“, wo vor allem etwas ältere Kinder, die schon zur Schule gehen, betreut werden. Die Kinder dieser „Area“ haben unter Anderem mit Lernschwierigkeiten, Aufmerksamkeitsdefiziten, Hyperaktivität und Koordinationsdefiziten zu kämpfen, Probleme, die ihnen die Zeit in der Schule sehr schwer machen.

Das Schöne an meiner Arbeit hier ist, dass mir sehr freie Hand gelassen wird. Ich habe meine eigenen Patienten und kann nach ihren Arbeitsplänen mit ihnen die Aufgaben absolvieren.

Ein besonders großer Erfolg für mich ist, dass ich es nach einem guten halben Jahr, in dem ich immer wieder geredet und vermittelt habe, geschafft habe, dass ein Schüler der Schule „La Esperanza“, den ich schon lange in meiner Nachhilfegruppe hatte, ins C.E.T, in meine neue Area, überwiesen wurde, wo er nun strukturiertere Hilfe erhält, als ich sie in einer Dreiviertelstunde pro Woche geben kann. Er ist jetzt ganz offiziell mein Patient und ich habe meinen ersten komplett eigenen Arbeitsplan für ihn erstellt.

An manchen Tagen haben wir kaum Patienten, doch auch dann kann ich mich gut beschäftigen und stelle zum Beispiel Arbeitsmaterial für die Kinder her, wie etwa Memoryspiele, oder gestalte das „Café El Poeta“, wo sich „Aprendizaje“ befindet, mit.



Mein bisher größtes malerisches Projekt, das durch meine Schulterverletzung lange nicht beendet werden konnte. Jetzt ist es endlich fertig und hängt in „Aprendizaje“ unter den Geburtstagen aller Kinder der „Area“.

¡Que viva la Vagancia! – Es lebe das Vagabundentum!

Man könnte meinen, dass mein letzter Rundbrief ja erst vor kurzem erschienen und dass in dieser Zeit nicht allzu viel passiert sei. Das Gegenteil ist der Fall und ich muss leider eine Auswahl der Dinge treffen, die ich hier schildere, denn sonst gäbe es wieder das Problem mit dem „Rundbuch“, das wir ja bekanntlich alle nicht wollen.

Ich könnte diesen neunten Rundbrief komplett in „Szenen aus Nicaragua“ schreiben, so stark ist meine Sammlung besonderer Momente inzwischen angewachsen und in der Tat werden dieses Mal drei der „Szenen“ Einlass in ihn finden, um Euch die Stimmung und die Erlebnisse meiner letzten Wochen hier so gut es geht zu vermitteln.

Der Grund, warum es mal wieder ein so ausufernder Bericht wird, ist meine „vagancia“. Mein persönliches Vagabundenleben. In der vergangenen Zeit gab es kaum eine Woche, in der ich die Insel nicht verlassen habe und irgendwo im Land unterwegs war, beginnend Anfang Juni mit einem Wochenende in Matagalpa, gefolgt von einem einwöchigen Projektbesuch bei einer guten Freundin in León, dem Besuch eines Rockfestivals in Managua, einer weiteren Tour in den Norden, um den Canyon von Somoto kennenzulernen und (bis jetzt) schlussendlich eine Reise nach San Carlos, El Castillo und Solentiname im Süd-Osten des Landes.

Lasst mich Euch also mitnehmen auf eine Reise kreuz und quer durch Nicaragua, dieses wundervolle Land im Herzen Zentralamerikas und lasst mich gleich mit der ersten Szene beginnen und Euch die Schönheit des Nordens und die Berge Matagalpas zeigen...

¡Vamos al norte! – Auf nach Norden! – Die Erste

Es geht mal wieder nach Norden und mal wieder habe ich keinen Sitzplatz im Bus bekommen. Sitzen tue ich trotzdem. Auf dem Boden zwar, aber immerhin. Und diesmal bin ich auch nicht allein unterwegs, sondern werde von zwei Freunden begleitet. Beide kennen Matagalpa, unseren Zielort, sehr gut und haben mir schon fleißig von einem „mirador“, einem Aussichtspunkt, vorgeschwärmt, von dem aus man die ganze Stadt sehen kann. Klar, dass ich da jetzt hin will! Es ist zwar schon recht spät, fast fünf, aber das schaffen wir locker.

Vom Bus aus geht es also direkt ins nächste, freie Taxi und die steilen Straßen der Bergstadt entlang, bis wir schließlich auf einen in vielen Kurven angelegten Schotterweg fahren, der weiter hinaufführt. Vielleicht zwanzig Minuten dauert die Fahrt, dann sind wir da, steigen aus und genießen den fantastischen Ausblick. Das Tal beschreibt einen eleganten Halbkreis um unseren Aussichtspunkt und die Stadt Matagalpa schmiegt sich mit der imposanten, leuchtend weißen Kathedrale im Zentrum an seine Hänge. Uns gegenüber sind noch sehr viel höhere Berge, doch auch von hier sehen die Häuser, Autos, Busse und Straßen aus, wie eine Modelleisenbahnlandschaft. Fehlt nur die Eisenbahn.

Mitten in diese Idylle hinein sagt meine Freundin zu ihrem Bruder: „Du hast dem Taxifahrer nicht gesagt, dass er uns wieder abholen soll, oder?“

Ihr Bruder sieht sie an. „Nein. Aber du auch nicht.“

Ich bin mal lieber still, ich dachte nämlich, dass der „taxista“ auf uns warten würde.

Aber das ist kein Grund zur Sorge, die beiden haben genug Nummern von Taxifahrern eingespeichert. Also genießen wir die herrliche Aussicht über die Stadt, ich mache Erinnerungsfotos und bin angenehm überrascht vom nicht allzu extremen Klima. Es ist weder zu kalt, noch zu heiß.

Wir gehen einen schmalen, steinigen Pfad hinunter, bis wir zu einem Plateau kommen, von dem aus man mehr Details der Stadt erkennen kann. Wieder werden Fotos gemacht und ich bin wirklich froh, dass wir hergekommen sind.

Irgendwann geht es zurück zum Aussichtspunkt. Gerade überlegen meine beiden Begleiter, wen sie anrufen können, damit wir abgeholt werden, als mein Handy klingelt und sich eine Freundin meldet, die in Matagalpa arbeitet. Als sie hört, wo wir sind, sagt sie: „Oh ja, das ist schön da. Aber seht zu, dass ihr da auf jeden Fall runter seid, bevor es dunkel wird.“

„Klar“, sage ich ganz selbstbewusst, „keine Sorge, wir müssen nicht laufen. Ich bin mit zwei Nicas hier und die haben beide genug Nummern von Taxifahrern.“

Wir verabreden uns für später zum Essen und ich lege auf.

Und dann geht es los. Oder vielmehr: Es geht NICHT los.

Der Bruder meiner Freundin ruft zuerst an und hat keinen Erfolg. Der Taxifahrer kann gerade nicht, denn sein Auto ist kaputt.

„Nichts ist kaputt!“, sagt mein Kumpel wütend, „Der hat keine Lust!“

„Du warst viel zu unhöflich“, sagt seine Schwester, „ich zeig‘ dir jetzt mal, wie das geht.“

Aber auch sie hat keinen Erfolg. Ihr Taxifahrer arbeitet zurzeit nicht und andere vermeintlich eingespeicherte Nummern sind nicht eingespeichert. Ups. Und ich kann mir nicht die Blöße geben, meine Freundin anzurufen und sie zu bitten, uns ein Taxi zu schicken. Das geht gar nicht.

„Könnte nicht wer von euren Freunden jemanden hochschicken?“, frage ich vorsichtig.

Meine Begleiterin schlägt sich die flache Hand vor die Stirn. Sie kennt jemanden, der eine Camioneta hat! Und sie erreicht ihn auch! Und das Beste: Er kommt uns holen!

Das sagt er jedenfalls. Und dann warten wir. Und warten. Es fängt an zu regnen. Erst ganz leicht, nicht weiter schlimm. Es wird dunkel. Ups.

Ein Wächter mit Gewehr spricht uns an: „Holt euch wer ab? Wir machen um sechs zu.“ Ups.

Die Stadt sieht bei Nacht mit all den aufleuchtenden orangen Lichtern wirklich hübsch aus. Nur schade, dass es mit jedem aufleuchtenden Licht etwas später und hier oben etwas dunkler wird.

Es wird sechs. Es war sechs. Es fängt wieder an zu regnen. Und zwar richtig. Und von der Camioneta keine Spur.

Diese ganze Situation ist so absurd und auch nicht ganz ungefährlich, trotzdem habe ich auf einmal das Gefühl, ich hätte es wissen müssen. Und wenn ich ehrlich bin, wusste ich es auch. Und dann muss ich lachen. Das Schicksal ist der beste Pädagoge, es ist nämlich absolut konsequent. Hätte ich es doch nur nicht drauf ankommen lassen und meine Freundin gebeten, ein Taxi zu schicken.

Nun, ich hab's d'rauf ankommen lassen.

Der Regen wird stärker, wir stellen uns unter.

„Was ist denn nun?“, fragt der Security-Mann. Es ist mittlerweile fast halb sieben.

„Es kommt jemand“, sagt meine Freundin und versucht zum wiederholten Male, unseren Fahrer zu erreichen.

„Aber bis hierher kann er nicht fahren“, sagt der Wächter, „die Tore sind zu.“

Kurzes Schweigen. Mist. Aber anscheinend hat das Schicksal uns genug gestraft. Zumindest hört der Regen auf. „¡Vamonos pues!“ (Gehen wir also!).

Als wir hergefahren sind, kam mir der Weg, den wir nun nur mit Hilfe von Handytaschenlampen bewältigen, nicht so weit vor. Und vor allem nicht so steil. Er ist zwar geteert, aber nass und ich habe dauernd das Gefühl, jeden Augenblick auszurutschen.

Endlich wird der Weg ebener und wir passieren ein Tor.

Hier können wir warten. Denkste!

„Es kommt noch ein Tor“, sagt der Wächter, der uns begleitet, „aber da könnt ihr nicht einfach nebenher durchspazieren.“

Den Grund dafür erfährt meine Freundin, als wir das hohe Eisentor erreichen, sie sich daneben durchquetschen will und fast in den straff gespannten Stacheldraht läuft. Ups.

Sie ruft unseren privaten Taxiservice nochmal an. Diesmal mit Erfolg.

„Wo BIST du?!“

„An der Schule.“

„An welcher Schule?! Du solltest dich links halten!“

Hat er nicht und ist stattdessen einen riesigen Bogen gefahren. Mein Kumpel ist drauf und dran, die Nummer eines Fahrers anzurufen, die eine Freundin ihm geschickt hat, doch seine Schwester sagt nur: „Du bist verrückt. Welches Taxi würde uns JETZT von HIER holen?“

Wahrscheinlich keins. Er steckt das Handy wieder weg.

„Hört mal“, sagt der Security-Mann, „ich kann das da oben nicht so lange unbewacht lassen, aber ich muss euch das Tor aufschließen, wenn euer Freund kommt. Und jetzt will ich euch nicht rauslassen, hier ist es gefährlich. Hier sind Leute ausgeraubt und umgebracht worden.“ Ups.

„Wollt ihr nicht mit hoch kommen? Er soll einfach anrufen, wenn er da ist.“

Meine beiden Begleiter überlegen sichtlich und auch ich empfinde kein großes Vergnügen bei dem Gedanken, den Wächter mit der stummen Autorität seiner Schusswaffe ziehen zu lassen.

Andererseits: „Wenn er es nicht kennt, fährt er vielleicht am Tor vorbei.“, gebe ich zu bedenken.

Wir bleiben also. Mit Security. Auch, wenn es den armen Mann sichtlich an seinen Arbeitsplatz zurückzieht.

Irgendwann scheinen, nach einer weiteren gefühlten Ewigkeit, endlich zwei Scheinwerfer auf dem Weg auf. Alle drei hoffen wir schmerzlich, eine weiße Camioneta aus der Dunkelheit auftauchen zu sehen. Und ja! JA!

Der Wächter schließt das Tor auf und der Fahrer des Wagens fragt, ob er drehen kann. Der Security-Mann bejaht und die imposante Camioneta rollt hinein, setzt zurück – und knallt mit dem linken Rücklicht gegen die Böschung auf der anderen Seite der Straße.

Unisono entfährt uns dreien ein lautes „Uh!“ und meine Freundin fügt leise hinzu: „Ich hoffe, das bedeutet nicht, was ich glaube, dass es bedeutet.“

Ob es das heißt oder nicht, ist einerlei. Anders kommen wir nicht weg. Meine Freundin setzt sich nach vorne, ihr Bruder und ich klettern nach hinten auf die Ladefläche. Und ab geht's die steile Schotterstraße hinunter und zurück in die Zivilisation.

¡Vamos al oeste! – Auf nach Westen!

Nach diesem kleinen Abenteuer fuhr ich am nächsten Tag zu meinem Projektbesuch nach León. Ich lernte das Projekt FUNDAR kennen, in dem eine Mitfreiwillige von mir ihren Friedensdienst verrichtet.

FUNDAR ist ein Umweltprojekt, beschäftigt sich unter Anderem mit dem Schutz der Mangrovenwälder, die sich nahe León befinden, tritt mit der Aufzucht von Schildkröten gegen das Aussterben derselben ein und engagiert sich stark an Schulen, wo für Umweltbildung und -aufklärung schon bei den Jüngsten gesorgt wird.

Dieses Projekt reizte mich, da es etwas völlig anderes ist, als meine Arbeit und ich bekam einen kleinen Einblick in die ein unglaubliches Pensum umfassende Arbeit von FUNDAR.

Leider machte mir meine Gesundheit auf halbem Wege mal wieder einen Strich durch die Rechnung und ich konnte meine Mitfreiwillige leider nicht auf all ihren langen Arbeitswegen begleiten. Doch als es mir wieder etwas besser ging, zog ich auch häufig auf eigene Faust los und erkundete León, das als Künstlerhochburg Nicaraguas bekannt ist. Ich durchstreifte ein paar Museen in der Innenstadt und schaute mir das Haus Rubén Daríos, des großen Dichters und unangefochtenen Nationalhelden Nicaraguas an.



Die Kathedrale, eines der Wahrzeichen Leóns, wurde während eines Beatles-Coverkonzertes von zahlreichen bunten Lampen angestrahlt. Es war ein märchenhafter Anblick und ein wundervolles Gefühl, auf der warmen "plaza" davor zu stehen und Anblick und Musik zu genießen.



Der "patio" (Innenhof) des Hauses von Rubén Darío. Viele Häuser in León, die von außen eher unscheinbar aussehen, verbergen kleine Schätze dieser Art in ihrem Inneren. Ich persönlich liebe "patios", sind sie für mich doch wie kleine Oasen im oft lauten Straßenleben des Landes.

Am Montagabend nach meiner Anreise nahmen wir als Team an einem Fragewettbewerb in einer bekannten Bar teil und konnten das Spiel für uns entscheiden.

Unser Team war eine bunte Gruppe aus Nicas, US-Amerikanern und meiner Mitfreiwilligen und mir als Deutschen.

In León trifft sich die Welt und in der kurzen Zeit, in der ich da war, habe ich Menschen aus Nicaragua, den USA, Österreich, Spanien und Deutschland kennengelernt. Viele von ihnen arbeiten in Projekten, von denen León reichlich bietet und viele halten sich etliche Monate in Nicaragua auf.

So war es, trotz des kleinen, krankheitsbedingten Tiefpunktes, doch eine sehr schöne Zeit – und es zieht mich unweigerlich nach León zurück. Doch davon vielleicht im nächsten Rundbrief.

Als ich aus León zurückkam, fand ich Ometepe ganz anders vor, als ich es verlasse hatte. Der Winter war über die Insel gekommen und das bedeutet, dass sie nach einer Woche heftigster Regenfälle in einem leuchtenden Grün erstrahlte. Das versteht man hier unter Winter. Während ich also im heißen León saß und mehr oder weniger vergessen hatte, wie man Wasser schreibt, geschweige denn, wie es sich anfühlt, ging Ometepe, wenn man Berichten Glauben schenken darf, in einer wahren Sintflut unter.

Das bedeutete auch, dass ich nach meiner Rückkehr erst einmal mein Bettzeug wechseln musste. Es hatte nicht reingeregnet, nein, ich habe ja erst vor kurzem ein neues Dach bekommen, aber die Feuchtigkeit war durch die an vielen Stellen offenen Wände in den Stoff gezogen und das Resultat war ein, sagen wir einmal, sehr unangenehmer Geruch.

¡Vamos al norte! - Auf nach Norden! – Die Zweite

Zwei Wochen nach meiner Rückkehr aus León und einem, zur Abwechslung mal, freien Wochenende, ging es mit Freunden in Richtung Managua, wo an diesem Samstag auf dem Gelände der UNAN (Universidad Nacional de Nicaragua), einer großen, öffentlichen Universität, ein großes Rockfestival mit Bands aus Nicaragua und als Hauptband Molotov aus Mexiko stattfand. Schon die Anreise war spannend. Erst einmal gab es ein heftiges Erdbeben, von dem meine Freundin und ich nichts mitbekamen, weil wir gerade im Bus saßen. Und dann wurden wir betrogen. Beziehungsweise, meine Freundin. Ich nicht, denn ich hatte dem Kerl, der im Bus das Geld einammelte, glücklicherweise genau die 60 Córdoba gegeben, die die Fahrt von Rivas bis Managua kostet. Sie allerdings hatte ihm einen 500 Córdobaschein gegeben – und das Wechselgeld nicht erhalten. Der „cobrador“ war irgendwo ausgestiegen.

Der Fahrer erklärte sich sofort bereit, uns zu helfen und eine in höchstem Maße peinlich berührte Chefin zahlte meiner Freundin das Geld zurück. Als dann auch noch klar wurde, dass derselbe Mann mir zwei Wochen zuvor mein Wechselgeld von 40 Córdoba nicht wiedergegeben hatte, wurde die Vereinbarung getroffen, dass ich meine nächste Reise in diesem Bus nicht bezahlen muss.

Ich erzähle deshalb von dieser Situation, weil sie absolut ungewöhnlich ist. Auch meine Freundin hatte dergleichen noch nie erlebt. Vielleicht wird einem als Ausländer hin und wieder etwas mehr abgenommen, doch erstens ist meine Freundin eine Nica und zweitens bewegt sich dieses „Mehr“ normalerweise in einem Rahmen von einem bis fünf Córdoba, aber einen so offensichtlichen (und ziemlich blöden) Diebstahl habe ich hier in Nicaragua noch nie erlebt.

Wir fuhren also mit dem Bus zur Geschäftsstelle und von dort aus mit der „Ruta“, den Linienbussen in Managua, bis zur UNAN.

Ich hatte von keiner der Bands vorher gehört und konnte dementsprechend kein einziges Lied mitsingen (nun ja, hin und wieder war der Refrain so einprägsam, dass ich es nach zweimaligem Hören doch konnte), aber wir hatten allesamt großen Spaß und verbrachten die Zeit von zwei Uhr nachmittags bis kurz vor ein Uhr morgens auf dem Festivalgelände, das wir nur verließen, um zu Abend zu essen.

Das Molotov-Konzert selbst endete leider sehr unrühmlich, als irgendein Idiot (anders kann ich es nicht nennen) eine Glasflasche auf die Bühne warf, woraufhin die Band ihr Spiel verständlicherweise sofort abbrach.

Trotz allem war dieses Wochenende mit guten Freunden und jeder Menge toller Rockmusik eines, das ich um keinen Preis missen möchte.

¡Vamos al norte! – Auf nach Norden! – Die Dritte

Und weiter ging's. Wieder nach Norden. Mit einer Freundin und Mitfreiwilligen, die von ihrer Mutter und Schwester aus Deutschland Besuch bekam, fuhr ich an einem Freitagabend vom Flughafen in Managua aus nach Estelí, wo wir im ersten Monat unsere Sprachschule absolviert hatten. Wir übernachteten bei guten Freunden und verbrachten einen entspannten Samstag in der nach Managua ersten Stadt Nicaraguas, die wir kennenlernten. Ich besuchte meine alte Gastfamilie und schlenderte eine wenig durch die altbekannten Straßen, wobei ich einiges an Fotomaterial wiederherstellte, das mit meinem Computer Anfang Dezember unwiderruflich verschwunden war.

Am Sonntag machte sich unsere Vierergruppe auf, um den Canyon von Somoto zu erkunden. Somoto liegt direkt an der Grenze zu Honduras und war bis vor wenigen Jahren nahezu völlig unbekannt. Doch mit der Entdeckung des fünf Kilometer langen Canyons änderte sich das stark und zahlreiche Touristen wurden auf diese kleine Sensation (Canyons sind in dieser Gegend mehr als ungewöhnlich), die zuvor nur von Einheimischen zum Baden und Fischen benutzt wurde, aufmerksam.

Viele Guides bieten mittlerweile Touren an und eine solche nahmen wir in Anspruch, durchkletterten und durchschwammen den Canyon und ließen uns auf dem Rücken zwischen den hohen, engen Felswänden treiben, wobei das Wasser mal erfrischend kühl, mal angenehm warm war.



¡Vamos al sur! – Auf nach Sueden!

Nach diesem Ausflug, der sich allemal gelohnt hat, ging es am Montagmorgen sehr früh in Richtung Ometepe, wo meine Freundin mit ihrer Familie weiter Urlaub machte und ich wieder arbeiten ging. Ich kenne mich mit dem Reisen in Nicaragua mittlerweile wirklich ganz gut aus und an kommt man eigentlich immer. Doch an diesem Tag lief alles irgendwie schleppend.

Zunächst erwischten wir von Estelí nach Managua nur einen „Interlocal-“ und keinen Expressbus, was bedeutet, dass wir an jeder noch so unbedeutenden Bushaltestelle in der tiefsten Pampa hielten. Dieser Bus brauchte drei anstatt zwei Stunden bis nach Managua.

Dann erwischten wir am Busbahnhof „Roberto Huembes“, von wo aus die Busse in den Süden fahren, ebenfalls nur einen Interlocal, der uns allerdings sowohl als Express- als auch als Direktbus nach San Jorge, dem Hafen, von wo aus die Boote nach Ometepe fahren, angepriesen wurde. Eine glatte Lüge. Dieser Bus brauchte ebenfalls drei statt zwei Stunden, bis wir endlich am Ziel (Rivas, nicht San Jorge) waren und beim Verlassen des Busses musste sich ein junger Mann auch noch auf meine Schuhe übergeben.

An Tagen wie diesen...

Danach ging es glücklicherweise recht schnell (und zum Glück gibt es am Hafen Wasser und Seife), aber ich kann wirklich behaupten, dass ich in dem ganzen Jahr noch keine so nervtötende Reise hinter mich gebracht habe.

¡Vamos al oeste! – Auf nach Osten!

Und weiter ging's! Und ich möchte gar nicht viele Worte verlieren, sondern Euch dieses „Weiter geht's!“ so gut wie möglich selbst erleben lassen...

Ich fröne mal wieder der „vagancia“, dem Vagabundentum. Diesmal geht es in den mir noch unbekanntem Süd-Osten Nicaraguas, an den „Río San Juan“, den nach langen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Ländern Nicaragua zugesprochenen Grenzfluss zu Costa Rica. Der Vorteil dieser Reise ist, dass ich keine stundenlangen Busfahrten zu überstehen habe. Es gibt eine Fähre, die vom Hafen in Altagracia über den gesamten „Cocibolca“, den Nicaraguasee, und bis zur Mündung des Río Sa Juan, an der San Carlos liegt, fährt.

Wir sind viel zu früh am Hafen. Da ich ungefähr fünf verschiedene Angaben über Ankunfts- und Abfahrzeit der Fähre bekommen habe, bin ich lieber auf Nummer sicher gegangen und mit meiner Freundin und ihrer Familie mit dem ersten Microbus vom Park zum Hafen gefahren.

Nach gut und gerne vier Stunden Wartezeit kommt die Fähre um kurz nach neun Uhr abends an. Man lotst uns samt schwerem Gepäck in den durch die Klimaanlage völlig unterkühlten Innenbereich des Oberdecks. Rucksäcke und Taschen werden unter den mit schwarzem Kunstleder überzogenen, langen Bänken verstaut, dann geht es wieder hinauf, um die Abfahrt hautnah mitzuerleben.

Es ist dunkel. Und das gibt dem Moment einen besonderen Zauber.

Von dieser Seite habe ich Ometepe, habe ich „meine“ Insel, noch nie gesehen und es ist seltsam, den Concepción rechts als gigantischen Schatten vor sich aufragen zu sehen und den unsichtbaren Maderas linker Hand zu wissen.

Die Fähre nimmt langsam Fahrt auf und ein erfrischender Wind ersetzt die feuchtwarme Luft, die die Nässe des kürzlich gefallenen Regens aufgesogen zu haben scheint. Der Bug schneidet durch das fast ganz glatte Wasser und im Licht der gelben Bootslampen leuchtet weiße Gischt unter mir auf. Ich lehne mich über die Reling und blicke auf die langsam kleiner werdenden Lichter des Hafens. In der konturlosen Dunkelheit bekommt man den Eindruck, der Hafen liege direkt am

Fuße des Vulkans. Dass einige Kilometer dazwischen liegen, ist für einen Uneingeweihten nicht zu erkennen.

Je weiter sich das Schiff von der Insel entfernt, desto mehr öffnet sich ein gigantischer Hintergrund, den der Nachthimmel bildet. Fast scheint es, als wolle er all seine Facetten in einem kleinen Ausschnitt, dem Gebiet über Ometepe, zeigen.

Links und rechts des Concepción toben für uns lautlose Gewitter, deren Blitze manchmal den ganzen Horizont erleuchten. Gestaltliche Blitze, die bis auf die Erde zu schlagen scheinen, keine diffusen, undefinierbaren Lichter.

Und über uns, auf der Ostseite der Insel, spannt sich der fenomenale Sternenhimmel einer völlig klaren Nacht, mit der Milchstraße, die die Insel aus unserer Sicht in zwei Teile spaltet.

Ich erinnere mich an dieses Bild. Beim letzten Mal, vor etwa neun Monaten, stand ich am Strand von San Fernando, den wir nun entfernt passieren, mit selbstgemachtem Gerät angelnd und bis zum Bauch im Wasser. Ich erinnere mich daran, wie meine damalige Gastmutter die Hand ausstreckte und sagte: "Sieh mal, dort fährt das Boot nach San Carlos."

Und ich blickte auf die Lichterreihe am Inselende und fragte mich, ob ich auch eines Tages in diesem Boot sitzen würde. Ich denke darüber nach, wie viel in diesen neun Monaten geschehen ist und wie sehr ich mich verändert habe.

Mit Musik von meinem Handy im Ohr versinke ich völlig im Anblick der schattenhaften Insel, im Wind, mit dem meine Hände spielen, im aufschäumenden Weiß der Gischt, in Staunen und einem tiefen Glücksgefühl.

Und einer leisen Angst. Es wird schmerzen, zu gehen.

Die Milchstraße scheint mit uns zu wandern, steht nun ueber dem Maderas, den man nur erahnen kann, ist der Himmel hinter ihm doch bewölkt und gewittrig und Himmel und Erde werden eins in der Dunkelheit einer zerrissenen Nacht. Bis bald, Ometepe.

Morgens erreichten wir San Carlos und verbrachten den Tag damit, uns von der nicht unbedingt bequemen Fährfahrt zu erholen, ein bisschen durch das Städtchen zu schlendern und die deutsche Bäckerei auszuprobieren, die es dort gibt. Dass wir dabei auch noch eine andere EIRENE-Freiwillige trafen, die in Costa Rica arbeitet und ihren Urlaub in Nicaragua verbrachte, war einer der besonders schönen Nebeneffekte des Erkundens von San Carlos.

Am folgenden Tag, dem Samstag, machten wir uns auf nach „El Castillo“. Drei Stunden fuhr wir mit einem Boot, das fast wie ein Linienbus seine Haltestellen zahlreiche Stege am Ufer anfuhr und die Fahrgäste entweder aufnahm oder absetzte.

Der Ort, zu dem wir fuhr, trägt den gleichen Namen wie das Bauerk, für das er so berühmt ist. Im Jahre 1675 von den Spaniern zur Abwehr von Piratenangriffen und englischen Schiffen erbaut, hat die heute nur noch in Ruinen erhaltene Festung „El Castillo“ viel gesehen. Von ihren Mauern und zerfallenen Ecktürmen aus hat man einen traumhaften Blick den Río San Juan hinab und ein kleines Museum bietet einen Einblick in die bewegte Geschichte dieser einst größten Festung Mittelamerikas.

Der Ort selbst ist hübsch, direkt am Ufer gelegen und macht einen recht verschlafenen Eindruck. Ich denke, wir alle hätten gern ein wenig mehr Zeit dort verbracht, doch nach einem hastig

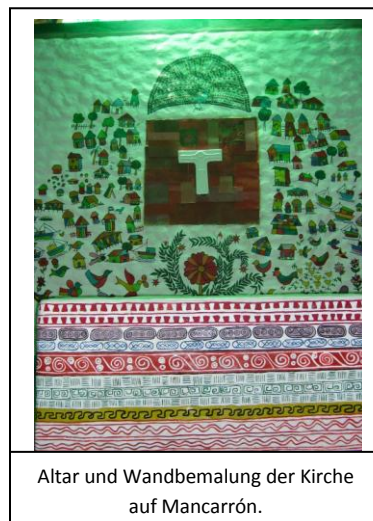
hinuntergeschlungenen Mittagessen mussten wir uns sehr beeilen, um nicht das Boot zu verpassen, das uns zurück nach San Carlos brachte.



Für den nächsten Tag hatte ich meinen Kopf durchgesetzt und meine Freundin davon überzeugt, dass wir unbedingt nach Solentiname fahren müssten. Seit ich das erste Mal von dieser Inselgruppe im Süd-Osten des Cocibolca gehört hatte, wollte ich dorthin.

Das Archipel besteht aus über dreißig Inseln vulkanischen Ursprungs (von denen jede bewohnte Insel ihre eigene Fußballmannschaft besitzt) und ist sowohl für seine Natur und die zahlreichen Vogelarten bekannt, als auch für das dort betriebene Kunsthandwerk und nicht zuletzt für das Wirken Ernesto Cardenals, Priester, Dichter und Revolutionär. Mit seiner Hilfe wurde die erste und bislang einzige Kirche Solentinames errichtet, die in den siebziger Jahren zerstört, aber wieder aufgebaut wurde und innen mit wunderschönen Malereien der Kinder Solentinames verziert ist.

Fast den ganzen Tag lang fuhren wir zwischen der größten Insel Mancarrón und der kleineren San Fernando herum, besichtigten die Kirche, bestaunten die bunte „artesanía“ (Handwerkskunst) und krönten diesen wundervollen Ausflug mit einem guten Mittagessen auf San Fernando und zwar, wie könnte es auf einer Insel anders sein, mit Fisch aus dem Cocibolca.



Dann ging es zurück nach San Carlos. Und wie...

Wir sind auf dem Rückweg von Solentiname, dem Archipel im Süd-Osten des Nicaraguasees, nach San Carlos, wo wir für die paar Tage, die wir in diesem Teil des Landes verbringen, unser Quartier aufgeschlagen haben.

Transportmittel ist ein kleines, längliches, blau-weißes Touristenboot, das den Namen "Solentiname" trägt. Über den Sitzbänken ist auf Metallstangen eine blaue Plane als Dach gespannt, Seiten, Bug und Heck hingegen sind offen und ermöglichen das Bestaunen der zahlreichen Inseln, die hunderte intensivster Grüntöne zur Schau stellen.

Der Cocibolca "es un poco más recio que antes" (ist ein bisschen aufgewühlter als vorher) und immer, wenn der Bug gegen eine Welle prallt, gibt es ein Rumpeln oder einen dumpfen Schlag, als säße man auf dem Rücken eines Pferdes, das in einem unangenehm harten Gallop geht. Trotzdem macht es Spaß.

Jedenfalls bis es anfängt zu regnen. Dann ist es zwar immer noch lustig, aber es macht keinen Spaß mehr. Durch das nicht unbeträchtliche Tempo, mit dem unser Boot über das Wasser hetzt, kommen die großen, schweren Tropfen für uns von vorn und da wir drei, meine Freundin, ihre Mutter und ich, auf der vordersten Bank sitzen, bekommen wir das Meiste ab.

Es dauert nur wenige Sekunden und es ist absehbar, dass wir, wenn der Regen nicht bald nachlässt, ohne eine einzige trockene Stelle am Leib aus diesem Guss hervorgehen werden.

Dann jedoch hat die Mutter meiner Freundin eine gute Idee:

Sie klappt die Rückenlehne der leeren Bank vor uns hoch und zu dritt gehen wir dahinter in Deckung. Hier sind wir wenigstens ein bisschen geschützt. Hin und wieder hebe ich den Kopf, um zu sehen, wie weit wir noch von San Carlos weg sind, aber außer des sich immer wieder hebenden Bugs sehe ich nichts. Na schön. Dann eben warten.

Plötzlich wird der Motor gedrosselt. Anscheinend ist unserem Kapitän/Steuermann aufgegangen, dass die hohe Geschwindigkeit das Wasser praktisch ansaugt. Aber jetzt ist es auch egal. Wir sind ohnehin alle nass. Außerdem kommt der Regen jetzt von links, der Seite, wo ich zusammengekauert hocke und mein Rücken wird nass. Er soll bitte wieder schneller fahren!

Das tut er dann auch, weil der Regen nachlässt. Wie schön! Ich stehe auf, als das Boot wieder Fahrt aufnimmt und es ist herrlich! Der See ist fast ganz glatt und der sich auf der nassen Haut und dem klammen T-Shirt erst kalt anfühlende Wind wird schnell von einer goldenen Sonne gewärmt. Auch meine Haare bewegen sich schon wieder im Fahrtwind und am Horizont sieht man San Carlos.

"Na, Cocibolca?", denke ich herausfordernd, "War das etwa schon alles?"

Das hätte ich lieber nicht gedacht und im Nachhinein frage ich mich, ob ich eigentlich noch ganz dicht bin. Offenbar nicht.

Auf einmal sieht man San Carlos nicht mehr. Und wenn ich sage "auf einmal", dann heißt es das auch, den ich starre ununterbrochen in Richtung unseres Ziels. Und auf einmal ist es weg. Verschwunden. Abgetaucht. Uebertüncht. Verborgene von einer gigantischen, grauen Nebelwand, als sei der eben noch wesentlich hellere Himmel auf die Erde gestürzt und habe Stadt und Flussmündung mit sich in die Tiefe gerissen.

Noch fahren wir durch strahlenden Sonnenschein, doch eine dunkle Linie auf dem Wasser scheint diese Welt von der Welt hinter dem Nebel zu trennen. Diese Linie könnte alles sein Die Abbruchkante eines gigantischen Wasserfalls. Das Ende der Welt. Und wir rasen genau darauf zu.

Sorry, Cocibolca. Ich find' dich ganz toll. Ehrlich!

Klassischer Fall von "Zu spät!". Wir passieren die dunkle Linie und es beginnt zu regnen. Nun ja, "es beginnt zu regnen" ist eigentlich der falsche Ausdruck. Es hat ja schon vorher geregnet. Wir fahren also in den Regen hinein.

Sofort verlangsamt unser Käpt'n das Tempo. Nicht, dass das wirklich etwas bringt, wir werden, obwohl wir wieder hinter der Lehne der vorderen Bank Schutz suchen, trotzdem nass und meine Freundin dreht sich nach hinten zum Steuermann um und sagt ihm ziemlich genau das und dass er doch bitte wieder schneller fahren möge, damit wir wenigstens rasch unter diesen allgegenwärtigen Wolken wegkommen, doch wir behalten unser gemächliches Tempo bei (was bei einer Sichtweite von vielleicht zwanzig Metern nicht allzu dumm ist) und bald schon lichtet sich der graue Dunst und vor uns liegt San Carlos, fast schon malerisch, unter einem blauen Himmel, an dem nur vereinzelte, unschuldige Schäfchenwolken stehen.

Ich blicke zurück und sehe die graue Masse sich entfernen, weiter in Richtung Solentiname (nicht das Boot, die Inselgruppe!) ziehen. Erst bin ich mir nicht sicher, ob nicht wir es sind, die sich so schnell bewegen, doch als wir dann, mit nassen Haaren und wasserfleckigen T-Shirts und Hosen, wieder auf einem der langen Hafenstege stehen, hat die Wolkenmasse fast den Horizont erreicht und der blaue Himmel weitet sich rasch aus.

Und die Moral von der Geschicht? Denk nie, der See versteht dich nicht!

So, und das war's dann auch schon wieder. Nach einer insgesamt mehr als dreizehnstündigen Reise mit Bus, Taxi und Boot, die morgens um zwei Uhr in San Carlos begann, war ich am Montagnachmittag wieder auf Ometepe und hatte innerhalb eines Tages einen riesigen Bogen um den halben Nicaraguasee geschlagen.

Ich hoffe, Ihr verzeiht die Länge des Rundbriefes, aber mir muss zugute gehalten werden, dass ich dieses Mal wirklich viele Bilder eingefügt habe.

Und ich schwöre Euch, dass ich mich so kurz gefasst habe, wie es ging und wie ich es verantworten konnte.

Ich wünsche Euch allen einen schönen Sommer in Deutschland, der, wie ich gehört habe, nun auch endlich einmal den Mut aufgebracht hat, als solcher aufzutreten und hoffe, dass wir uns schon sehr bald gesund wiedersehen.

Ja, nun kann ich wirklich sagen „Schon bald“. Während ich hier sitze und schreibe, denke ich darüber nach, dass es gestern auf den Tag genau zwei Monate waren, die noch zu meiner Landung in Deutschland fehlen. Es ist ein seltsames Gefühl, das kann ich Euch sagen und ich bin innerlich zerrissen, freue ich mich doch einerseits unglaublich auf Familie, Freunde und alles, was noch kommt, andererseits weiß ich, dass es wehtun wird, zu gehen, wenn ich sehe, was ich in diesem Jahr alles aufgebaut, geschafft und geschaffen habe.

Aber noch will ich nicht über den Moment des Abschieds nachdenken, denn noch liegen fast zwei wahrscheinlich sehr ereignisreiche Monate vor mir und ich werde sie in vollen Zügen genießen.

In diesem Sinne,
bleibt gesund,

gebt mir Feedbacks,
haltet das ofenfrische, deutsche Brot bereit, wenn ich komme
und seht Euch Nicaragua einmal selbst an.
Es lohnt sich. Wenn dieser Rundbrief das nicht beweist, dann bin ich mit sämtlichen Sprachen am
Ende, die ich je gelernt habe. Mein Asterix-Latein eingeschlossen.

Liebe Grüße!

Marieke